



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sie sah ihn an und schwieg. Er schlug die Augen nieder.

Sch hätte es vielleicht sollen, sagte sie dann traurig, aber ich — konnte nicht, ich fürchtete mich. Sch hätte ihn doch ansehen müssen. Auch meine ich, auf der Straße spricht man nicht von solchen Dingen. Sch hätte ihn mir ja zu morgen hierher bitten können. Aber schließlich — diesen letzten Liebesdienst kannst du mir doch wohl noch erweisen, denk ich —

Letzten Liebesdienst — wie das klingt! Dummes Mädel! Rede nicht so romanhaft. Komm — er nahm sie in den Arm und wiegte sie hin und her. Komm, sei gescheit.

Sie schwieg und rührte sich nicht, lehnte auch nicht den Kopf an seine Schulter.

Na, also, fuhr er fort, wir werden das machen, und die Geschichte wird sich zur Zufriedenheit — er liebt dich ja doch —

Sie preßte die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bennigsen. In den letzten Wochen hat Rudolf von Bennigsen seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert. Unter den Kundgebungen, die zum Feste einliefen, ist wohl die bedeutendste die des frühern Reichskanzlers, des Mannes, der zur That gemacht hat, was Bennigsen in Wort und Schrift als Ideal erstrebte. Er hat in seinem Glückwunsch Bennigsen als Mitarbeiter in dem Streben nach dem gemeinsamen Ziel anerkannt. Und mit Recht. Bennigsen hat sich in unausgesetzter, redlicher Arbeit bemüht, den Boden für eine nationale Einigung, für Beseitigung eines unfruchtbaren Partikularismus, für Erstarkung des deutschen Nationalgefühls vorzubereiten. Seit den Tagen, wo er im hannöverschen Landtag von 1857 gegen die rückwärtliche, dem Ministerium dienende Mehrheit die frei und deutsch gesinnte Opposition führte, seit dem 19. Juli 1859, wo er mit hannöverschen und andern Männern die Versammlung abhielt, auf der „Preußens Initiative, diplomatische und militärische Führung und eine deutsche Zentralregierung unter Preußens Leitung“ gefordert wurde, seit den Tagen des „deutschen Nationalvereins“ bis zum 17. November 1866, wo sich in dem Kampf um das Indemnitätsgesetz die Geister schieben und die nationalliberale Partei, deren Anhänger die eben erst glänzend bewährte Politik des Grafen Bismarck zu unterstützen bereit waren, sich von der Fortschrittspartei abtrennte, und bis zu den Tagen, wo die neue Partei im konstituierenden Reichstag und bei der Grundlegung der Reichsverfassung, wie beim Ausbau des Bundes eine fruchtbare Thätigkeit entfaltete, hat sich Bennigsen als der redliche und unbestechliche Politiker gezeigt, der „in völliger Unabhängigkeit das Ganze stets über das Einzelne, das Heilsame und Erreichbare über die Parteiformel, die nationale Größe des Gesamt Vaterlands über alles stellte.“ Wie bei der Einfügung

Hannovers in den preußischen Staat die neue Provinz eine bevorzugte Stellung in dem größern Ganzen einnahm und eine hervorragende Bedeutung auch für die Gestaltung preußischer Verhältnisse hatte — *Graecia capta cepit victorem* —, so war der hannöversche Staatsmann nach dem siebenziger Kriege auch für den Ausbau der innern Verhältnisse des neuen deutschen Reichs auf den verschiedensten Gebieten von bestimmendem Einfluß. Und daß er trotz seines Alters noch heute auf der Höhe politischer Einsicht und Beredsamkeit steht, zeigten die von ihm bei der Geburtstagsfeier gehaltenen Reden mit ihren geschichtlichen Rückblicken, ihrer scharfen Zeichnung der Parteilage, ihrer richtigen Beleuchtung der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände und mit ihren Ausblicken auf die Zukunft. Daß Bennigsens maßvoll auf der Bahn des Fortschritts vorgehende Politik, die „die Durchführbarkeit ihrer Ideale an dem Ernst der Thatfachen maß,“ zugleich mit beigetragen hat zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland, wurde von einem Festteilnehmer aus Schwaben mit Recht gerühmt.

Bei solchen Verdiensten erscheint es auffallend, daß in den Chorus radikaler (demokratischer und sozialdemokratischer) Zeitungen, die sich über den „toten Staatsmann“ ereifern oder lustig machen, neuerdings auch die auf der äußersten Rechten stehenden Blätter, wie z. B. die Kreuzzeitung, lebhaft einstimmen. Der Grund davon liegt in Bennigsens Mittelstellung zwischen den extremen Parteien. Wer immer zwischen zwei feindlichen Brüdern vergleichen will, wird sich schließlich beide zu Feinden machen, und so geht es Bennigsen, wie es einst Cicero als Staatsmann ging, der sich am Ende seiner Laufbahn gleich sehr angefeindet sah von den Extremen, „zwischen denen hindurch er einen Weg gesucht hatte.“ Wer vor dem Adel als dem „Rückgrat der deutschen Armee und Deutschlands“ eine Verbeugung macht und zu gleicher Zeit erklärt, daß die liberalen Ideen gegenwärtig im Staatsleben nicht die Bedeutung hätten, die ihnen zukomme, der muß sich gefallen lassen, daß die Rechte wie die Linke den Redner für sich in Anspruch nimmt und beide sich enttäuscht fühlen, wenn er seine Sonder- und Mittelstellung ängstlich beizubehalten sucht. Wenn aber die radikalen Zeitungen als einen Hauptmangel Bennigsens das herausfinden, daß er es nie zu einer „ausschlaggebenden Stellung,“ d. h. zu einem Ministerposten gebracht habe, so ist das eher ein Beweis für seine uneigennützig-politische und stellt ihn wieder auf die Stufe des liebenswürdigen und achtungswerten Staatsmannes Cicero, mit dem er auch die Feinsüßigkeit, das Streben nach hohen Zielen und die schöne Rednergabe gemein hat.

Nochmals der dreijährige Durchschnitt. Der Aufsatz in Heft 28 über den dreijährigen Steuerdurchschnitt könnte leicht zu Mißverständnissen und Beunruhigungen Anlaß geben, zumal da er auf scheinbar unwiderleglichen Berechnungen fußt. Mancher könnte dabei den letzten Satz besonders ins Auge fassen und unwillig werden, wenn er vom Schicksal nicht begünstigt worden ist, und die letzten Jahresabschlüsse abwärts gegangen sind. Heißt es doch dort, und wird es durch Zahlen bewiesen, daß sich die Sache bei steigendem Einkommen umgekehrt verhalte, und gerade der Gedanke, daß der im Glück befindliche auch noch relativ weniger Steuern zu bezahlen habe, als der abwärts gleitende, ist besonders geeignet, Unzufriedenheit zu erwecken.

Glücklicherweise ist die Sache in der Wirklichkeit nicht so schlimm. Die Anklage gegen unsre Steuergesetzgebung läßt sich doch etwas entkräften, und zwar durch folgende Überlegung. Nähme das Einkommen irgend eines Geschäftsmannes von Jahr zu Jahr ab, so würde es im Laufe der Zeit natürlich auf Null kommen,

wie auch in der Berechnung thatfächlich angenommen wird. Nun könnte zwar noch der weitere (steuerrechtlich nicht in Betracht kommende) Fall eintreten, daß ein Minus, d. h. eine Vermögensverminderung einträte. Aber auch diese müßte über kurz oder lang zu Null führen. Der Betreffende würde dann ohne Vermögen und ohne Einkommen sein, also auch keine Steuern bezahlen, überhaupt dem Steuerfiskus gegenüber nicht mehr vorhanden sein. Die im Laufe der Jahre zuviel gezahlte Steuer würde ihn, wenn sie ihm nachträglich vergütet würde, wohl noch eine kurze Zeit erhalten können, aber ihn schließlich nicht vor dem Hungertode oder dem Armenhause schützen. Kurz, ein beständiges Fallen des Einkommens ist, abgesehen von verschwindenden Ausnahmen, unmöglich. Jedes Steigen des Einkommens aber hat, wie der Einsender des Artikels in Heft 28 richtig bemerkt, die umgekehrte Wirkung und gleicht dadurch die zuviel gezahlte Steuer mehr oder weniger wieder aus, je nachdem das Steigen größer oder geringer gewesen ist.

Nun ist im allgemeinen wohl außer Frage, daß sich das Einkommen der meisten Geschäftsinhaber im Laufe ihres Lebens hebt. Die wenigen Ausnahmen können doch einen im ganzen immer nur unwesentlichen Niedergang zeigen, es sei denn, daß jemand nach mehreren schlechten Geschäftsjahren stirbt, fallirt oder das Geschäft aufgibt.

Um auch unsererseits ein Zahlenbeispiel zu geben, nehmen wir an, daß sich das Einkommen des Betreffenden in umgekehrter Reihenfolge wiederhole. Dann ergibt sich folgende Aufstellung:

Wirkliches Einkommen		Zu versteuerndes Einkommen		
1898/99	0 Mark	2833 $\frac{1}{3}$ Mark,	$\frac{1}{3}$ von 4000	+ 4500 + 0
1899/1900	4500 "	1500 "	$\frac{1}{3}$ "	4500 + 0 + 0
1900/01	4000 "	1500 "	$\frac{1}{3}$ "	0 + 0 + 4500
1901/02	3000 "	2833 $\frac{1}{3}$ "	$\frac{1}{3}$ "	0 + 4500 + 4000
1902/03	500 "	3833 $\frac{1}{3}$ "	$\frac{1}{3}$ "	4500 + 4000 + 3000
1903/04	3000 "	2500 "	$\frac{1}{3}$ "	4000 + 3000 + 500
1904/05	7000 "	2166 $\frac{2}{3}$ "	$\frac{1}{3}$ "	3000 + 500 + 3000
1905/06	8000 "	3500 "	$\frac{1}{3}$ "	500 + 3000 + 7000
zusammen 30 000 Mark		20 666 $\frac{2}{3}$ Mark		

d. h. in diesen acht Steuerjahren 9333 $\frac{1}{3}$ Mark weniger als das wirkliche Einkommen.

Daß dieser Betrag den frühern ungünstigen Betrag von 10 500 Mark nicht völlig ausgleicht, ist dadurch zu erklären, daß sich das Fallen sofort nach den beiden Vorjahren zeigte. Wäre der Durchschnitt der ersten drei Jahre nach den Vorjahren gleich dem der Vorjahre selbst, so würde der Gewinn der zweiten Periode den Verlust der ersten ganz ausgeglichen haben. Wäre der erste Durchschnitt größer als der zweite, so würde sogar ein Gewinn zu verzeichnen sein.

Man sieht auch aus der Tabelle in Heft 28 sowie aus unfrer, daß gerade in den relativ günstigen Jahren noch die Steuerbegünstigung hinzukommt, woraus ein vorsichtiger Geschäftsmann den Schluß ziehen wird, daß er in günstigen Jahren für die Steuern etwa kommender ungünstiger Jahre etwas zurücklegen oder ab schreiben muß.

Richtig ist also, 1. daß ein anhaltendes Fallen des Einkommens für den Steuerpflichtigen von Nachteil, ein Steigen von Vorteil ist; 2. daß nur der einmalige Vorteil oder Nachteil, der durch das Steigen oder Fallen des Einkommens sofort nach den beiden Vorjahren herbeigeführt wurde, an sich nicht ausgeglichen werden kann; 3. daß sich der Vorteil und der Nachteil im allgemeinen nicht nur aus-

gleichem, sondern daß der Vorteil meistens den Nachteil überwiegt, da das Einkommen der meisten Geschäftsleute steigt.

Die *Regelbrüder*. Wie wenig unsere Tagespresse zum Teil ihre Aufgabe begreift, hat sich wieder recht deutlich einem Ereignis wie dem Dresdner *Regelbrüderkongreß* gegenüber gezeigt. Eine gute Presse müßte das Volk zu sich emporheben, wie ein guter Lehrer den Schüler; unsere schlechte Presse aber steigt zu ihm herab und schmeichelt seinen niedrigen Neigungen und seinem schlechten Geschmack. Man läßt sich ja viel gefallen: man läßt sich die *Schützenbrüderfeste* gefallen und die *Radfahrererkongresse*; man läßt sich auch gefallen, daß *Sieger* in *Radwettfahrten* und *Distanzläufen* in den illustrierten Zeitungen abgebildet werden wie Männer, die sich wunder was für Verdienste um die Nation erworben haben. Aber daß Zeitungen, die für anständig gelten wollen, spaltenlange ernste, ja begeisterte Berichte bringen über einen deutschen *Regelbrüderkongreß*, das lassen wir uns nicht mehr gefallen. Wir haben nicht das geringste gegen das *Regelspiel*; es ist ein harmloses und gesundes Vergnügen. Es aber zum Gegenlichen *Wanderversammlungen* zu machen, das ist ein Zeichen von geistiger Verflachung und Verjüngung, die tief bedauerlich ist. Aus welchen Kreisen stammen denn die Herren? Man sehe sie sich nur an, wenn sie, kindisch aufgepuzt, ihre *Droschkenumfahrten* machen! Da habt ihr unsere *Bourgeoisie*! Hörten wir einen vorübergehenden Arbeiter der gaffenden Menge zurufen. Begreift man denn gar nicht, daß solche Veranstaltungen nur Wasser auf die Mühle der *Sozialdemokratie* sind?



Litteratur

Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. Von Dr. phil. Joseph Müller. München, Dr. G. Hüneburg, 1894

Als Knabe hat der Rezensent dieses Buches einen Mann gekannt, der *Jean Paul* für den größten deutschen Dichter erklärte und der festen Ansicht war, seine Werke würden die von *Schiller* und *Goethe* überleben. Dr. Müller geht bedeutend weiter. Er beginnt mit einer Betrachtung, gegen die vom *Grenzbodenstandpunkte* aus nichts einzuwenden ist. *Persönlichkeit*, das müsse die Lösung der Zeit werden. „Die *Persönlichkeit* ist's, die ein extremer *Intellektualismus*, wie ein flacher *Naturalismus* so lange mißachtet hat, weil sie sich nicht in Formeln und Begriffen ausdrücken läßt, weil ihre Werte sich nicht in *Marktpreisen* angeben lassen, weil hier das *Geheimnis des Daseins* am tiefsten sich offenbart. Ohne *Persönlichkeit* weder *Kunst*, noch *Religion*, noch echte eigentümliche *Wissenschaft*! Lernt wieder leben!“ Zur *Ausgestaltung* einer kraft- und lebensvollen *Persönlichkeit* seien *Vorbilder* nötig. Auch das lassen wir noch gelten. Dann aber heißt es weiter: „Wer ist nun der *Held*, an dem das deutsche Volk als ein anderer *Antäus* sich verjüngen könnte, der ihm zur *Befreiung* aus einem *schattenhaften, ideenlosen Dasein* hilfreich die Hand böte? *Jean Paul* ist der Mann.“